

Christoph Hennig

Die Illusion der Macht: Shakespeare und Hobbes

Bis in die beginnende Neuzeit wurde die Macht beschienen von den Strahlen göttlicher Gnade. Das sehr viel schwächere Licht der theoretischen Reflexion fiel auf sie erst, als dieser Glanz verblasste. Im europäischen Mittelalter waren die legitimen Könige Herrscher durch Gottes Willen, und der hierarchische Bau der Gesellschaft ruhte auf einem religiös gesicherten Grund. Als bewusst eingesetztes Herrschaftsmittel und als psychologische Antriebskraft kam Macht in den Blick, sobald dieser Grund ins Wanken geriet. Nun wurde sie als menschlicher Antrieb und menschliches Ziel erkennbar. In dieser Perspektive haben vor einem halben Jahrtausend ein Dichter und ein Philosoph die Mechanismen der Macht in bis heute unübertroffener Weise bloß gelegt. Im Denken von Thomas Hobbes, in den Figuren William Shakespeares erscheint die Macht in ihrer vollständigen Gestalt. Sie bedeutet Verfügung und Kontrolle, Ruhm und Ehre und zugleich Sorge, Angst, Zerbrechlichkeit, Schwäche. Sie hat, für die ihr Unterworfenen, einen oft furchtbaren realen Gehalt. Und zugleich ist sie im Reich der Vorstellung angesiedelt: in ihrem existentiellen Kern eine Fiktion.

Die Schwäche der Macht: dieses Thema hat sich in der Folgezeit fast verloren. Jedenfalls erscheint es nie mehr so deutlich wie bei Shakespeare und Hobbes. Unter der Macht pulsiert die Angst. Das menschliche Leben verläuft auf einem zitternden Boden der Gefährdung. Die Macht soll diese existenzielle Unsicherheit besiegen. Doch die Kanonen, mit denen die Mächtigen auf ihre Gegner zielen, bleiben im Kampf gegen die Angst nur Attrappen. Aus Angst ist die Macht entstanden, und Angst wirkt in ihr fort. Von außen gesehen, ist die Macht wirksam und gestaltend, vor allem aber bedrohlich, beklemmend, fürchterlich. Im Kern jedoch zerfällt sie in ein Nichts. Die Mächtigen mögen ganze Länder in ihre Gewalt bringen; doch niemals befreien sie sich von der Furcht, die in ihrem Innern gärt. Darum kennt für Hobbes das Machtstreben kein Ende. Es ist unendlicher und unendlich erneuerter Antrieb, der zu kei-

nem Ziel kommt. Und darum kann Shakespeare immer wieder die Momente hervorrufen, in denen die Illusion der Macht zerbricht und ein Königreich gerade noch so viel wert ist wie ein Pferd.

Vor allem in Shakespeares im engeren Sinn historischen Werken, den sogenannten Königsdramen, stellt die Macht das zentrale Thema dar. Sie schildern Motive und Verhältnisse, die in vielfacher Hinsicht dem Naturzustand der Hobbes'schen Philosophie ähneln. Die Parallelen sind nicht zufällig: Beide Autoren beziehen sich auf dieselbe historische Epoche. Hobbes' gedankliche Konstruktion des Naturzustands spiegelt in theoretisch zugespitzter Form die Machtkämpfe auf der britischen Insel im 14. und 15. Jahrhundert. Ohne staatliche Zentralgewalt herrscht unter den Menschen ein ständiger Krieg. Da es grundsätzlich keinen Schutz gibt vor den Übergriffen der anderen, ist auch der Friedfertigeste genötigt, die Mitmenschen – die immer auch potenzielle Angreifer sind – präventiv unschädlich zu machen. *Konkurrenz* und *Mißtrauen* stehen am Beginn des *Kriegs eines jeden gegen jeden*. Für Hobbes kann nur die Monopolisierung der Gewalt in einem absoluten Machtzentrum dem schrankenlosen Ausleben der menschlichen Triebe, Begierden und Leidenschaften ein Ende setzen. Allein der absolutistische Staat, der *Leviathan*, garantiert das friedliche Zusammenleben der Menschen.

Ein solches unangreifbares Machtzentrum aber fehlte im frühneuzeitlichen England. Die Macht war ständig umstritten, ihre Usurpatoren wechselten in schnellem Rhythmus. Eben aus dieser Situation ununterbrochener Kämpfe zieht die Bühnenhandlung in Shakespeares Königsdramen ihre Spannung. Ausnahmslos dreht sie sich um den Gewinn, Erhalt und Verlust der königlichen Macht. Wie bei Hobbes kämpft jeder gegen jeden, allenfalls schwach gebremst durch Freundschaft, Verpflichtung, Loyalität. Doch reißt der Eigennutz, wie es in einem großen Monolog im *König Johann* heißt, immer wieder die Welt aus ihrer glatten Bahn, entfernt sie *von aller Richtung, Vorsatz, Lauf und Ziel*. Intrige, Täuschung und Verrat sind an der Tagesordnung. Der gewaltsame Tod ist allgegenwärtig; die Machthaber ermorden ihre Rivalen und werden ihrerseits von Rivalen ermordet. Es geht um Macht, Ehre und Tod – und um nichts anderes. Wie für Hobbes, so existiert für den Shakespeare der Königsdramen die Liebe nicht; sie hat in dieser Welt, in der allein die Macht zählt, keinen Platz. *Ich lieb' dich nicht / Ich frage nicht nach nach dir*, erklärt der Verschwörer Heinrich Percy in *Heinrich IV.* seiner Frau: *Nein, jetzo muß es blut'ge Nasen geben / Zerbrochne Kronen*. Es ist eine der